
2. Bisherige Ansätze der Ausstellungsanalyse

Nina Kalenbach

Martin R. Schärer: Die Ausstellung, Theorie und Exempel
(München 2003)

Autor und Herangehensweise

Martin R. Schärer wurde 1945 in der Schweiz geboren. Er studierte Geschichte, Pädagogik und Kunstgeschichte. Seit der Gründung des Alimentariums in Vevey, einem Museum für Ernährung, im Jahr 1979 ist er dort Museumsleiter. Ab 1992 war Schärer an der Realisierung des Aufbaustudiengangs Museologie an der Universität Basel beteiligt.

Schäriers Buch »Die Ausstellung«, das in die zwei Hauptkapitel *Theorie* und *Exempel* gegliedert ist, beschäftigt sich im ersten Teil mit Theorien zum Thema Ding, Musealisierung sowie Museum und Ausstellung, und im zweiten Teil mit Beispielen aus konkreten Ausstellungssituationen im Alimentarium. Schärer versteht das »Phänomen der *Ausstellungsanalyse als kommunikativen Prozess*.« Er sieht in der Ausstellungsanalyse die »Beschreibung eines Zeichen-Bedeutungssystems«. Seine Thesen manifestiert er in »wahrheitsfunktionalen Protokollsätzen«, die durch eine Dezimalsystem-Gliederung strukturiert werden (alle Zitate S. 6). Um seine Hypothesen zu verdeutlichen und zu belegen, zitiert Schärer zahlreiche Autoren deutsch-, englisch- und französischsprachiger Literatur zum Thema Museologie. Für die Ausstellungsanalyse nutzt Schärer die Methode der *Semiotik*, insbesondere die Ansätze von Umberto Eco und Roland Barthes. Darüber hinaus macht er Anleihen bei Soziologie, Philosophie, Kunstgeschichte/Bildwissenschaften sowie Theaterwissenschaften.

Definition von Ausstellung

Eine Ausstellung ist für Schärer ein Ort der Visualisierung, eine begehbare fiktionale Welt (S. 5). Er definiert sie als einen kommunikativen Prozess, der nicht linear verläuft (S. 6 und 97). Ausstellungen können so als sozialer Raum, als Bedeutungssystem bezeichnet werden. Ausstellungselemente sind nach Schärer Exponate, flexible Inszenierungsmittel sowie fixe Raumelemente (S. 106f.) Die Botschaft oder Kommunikationsabsicht der Ausstellung bestimmt dabei die zu wählende Darstellungsform, die Schärer Ausstellungssprache nennt.

Aufgaben der Ausstellungsanalyse

Ausstellungsanalyse ist für Schärer eine Methode, um den Zeichencharakter und damit den subjektiven Gehalt von Ausstellungen herauszuarbeiten. Dies ist notwendig, denn: »In jeder Ausstellungssituation wird reale Realität in einer fiktiven Realität vermittelt, wobei die Besucher persönliche Realität aufbauen« (S. 96). Eine Analyse von Ausstellungen ist nach Schärer auch notwendig, um das Museum davon zu befreien, der Ort der einzigen »Wahrheit« zu sein. Nach Schärer ist »Vergangenheit [...] unwiederbringlich verloren; sie ist weder vollständig zu wissen noch jemals rekonstruierbar, noch musealisierbar. Geschichte ist deshalb nur in der und durch die Gegenwart konstituierbar« (S. 15). Des Weiteren dient die Ausstellungsanalyse dazu, den Kuratoren ihre Verantwortung für das Konstruieren von Wirklichkeiten bewusst zu machen und, vielleicht als wichtigster Punkt, dafür, den Besuchern für die eigene Urteilsbildung einen kritischen Blick zu ermöglichen.

Die vier Ausstellungssprachen

Martin Schärer definiert in seinem Buch vier grundlegende Ausstellungssprachen:

Die *ästhetische Ausstellungssprache* stellt die Anmutungsqualität der Objekte in den Vordergrund und ermöglicht Kunstgenuss. Vom Besucher wird ehrfürchtiges und stilles Bewundern, ein inneres Mitschwingen erwartet. Es wird vorausgesetzt, dass die als Kunstwerke präsentierten Objekte den Besucher durch ihre Schönheit ansprechen und ihm so ein sinnstiftendes Erleben ermöglichen. Bevorzugte Inszenierungsmittel sind »edle« Materialien, kunstvolle Platzierung und eine geschickte Lichtregie (S. 123f.).

Die *didaktische Ausstellungssprache* verweist auf die Bedeutung der Objekte, ihr Ziel ist die Vermittlung von Wissen, das durch taxonomische, funktionelle, deskriptive oder narrative Anordnung der Objekte realisiert wird. Im Vordergrund dieser Inszenierungstechnik steht der ursprüngliche Kontext der Objekte. Vom Besucher wird ein aktives Mitdenken oder Mittun erwartet. Neben Ausstellungstexten, Grafiken und Bildern gehören aber auch audiovisuelle und elektronische Medien zu den bevorzugten Inszenierungsmitteln der didaktischen Ausstellungssprache (S. 124).

Die *theatrale Ausstellungssprache* ist durch die Schaffung von Objektensembles charakterisiert. Sie kreiert Erlebnisräume und erlaubt den Besuchern Teilnahme. Das Einzelobjekt verschwindet in einem Arrangement, ein »Gesamtbild« entsteht. Bekannteste Formen sind Dioramen oder Modelle. Die Objektgruppen dienen als Medium, das die Gefühle bündelt und auf die

Vergangenheit projiziert. Ab und zu werden solche Inszenierungen auch mit Schauspielern in Kostümen der Zeit belebt (S. 125).

Die *assoziative Ausstellungssprache* kombiniert verschiedene Objekte mit dem Ziel, Denkprozesse auszulösen. Die aus ihrer zufälligen Individualität und aus ihrem historischen Verwendungszusammenhang herausgelösten Einzelobjekte erhalten ihren Wert erst in einem (zur Abstraktion neigenden) heuristischen Ensemble, wobei ihr polysemischer Charakter im Vordergrund steht (S. 127).

Rolle von Exponaten

Nach Schärers Ansatz bezeichnet der Begriff »Exponat« Dinge, die materialisierte Abstracta sind, also zur Sache gewordene Vorstellungen, die »ideelle Einheiten« verkörpern (S. 8f). Das Exponat als Ding hat sowohl Gebrauchsfunktion als auch attribuierte Werte, wobei es als musealisiertes Objekt seinen Gebrauchswert verliert (S. 21).

»The meaning of the object only becomes existent in an interaction between the observer and the object.« (S. 18) Wie hier von Taborsky formuliert, erhalten Exponate erst durch die Beziehung zum Menschen eine Bedeutung. Über »lector in fabula« (Umberto Eco) und indirekt »Der Betrachter ist im Bild« (Wolfgang Kemp) kommt Schärer zur Definition des Besuchers als einem »spectator in expositione«. Nach Schärer können Exponate als Verkörperung von Vorstellungen und Ideen nur mit dem System Sprache dechiffriert und gedacht werden (S. 8). Die Ausstellung als Zeichensystem muss demnach gelesen bzw. decodiert werden. Dies funktioniert laut Schärer mit den Mitteln der Semiotik, dabei müssen mindestens die Kategorien Raum, Bild und Sprache dechiffriert werden (S. 44).

Als Kritikpunkt lässt sich hier anbringen, dass der semiotische Ansatz außer Acht lässt, dass Ausstellungsbesuche eine zumeist alle Sinne ansprechende, unmittelbar leibliche Erfahrung sind. Exponate sind nach Schärer entweder rekontextualisierte Original-Objekte oder für eine Ausstellung hergestellte didaktische Objekte, aber immer intendierte, gesetzte Zeichen (S. 105). Schärer versteht die zur Visualisierung eingesetzten Objekte als Metaphern, wobei sie entweder als Teil eines abwesenden Sachverhaltes (Synekdoche) oder als Symbol für einen abwesenden Sachverhalt (Metonymie) verstanden werden. Darüber hinaus obliegt dem Museumsobjekt nach Schärer eine identitätsstiftende Gedächtnisfunktion, und zwar sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene (S. 66).

Rolle von Raum

Für Schärer ist der Raum ein integraler Bestandteil der Ausstellung und muss somit auch Aspekt der Analyse sein. Raum ist der Ort, der begrenzt und einen ›frame‹ abgibt, in dem Dinge zueinander und zum Betrachter in Beziehung gesetzt werden. Raum setzt einen Metakontext, er ist nie neutral. Traditionellerweise dient(e) der Raum Museum beispielsweise als Repräsentationsort für Nationalstaaten (S. 73). Schärer wirft hier die Frage auf, wer sich denn heute im Museum repräsentiere. Besonders wichtig erscheint diese Frage vor dem Hintergrund, dass das Museum die einzige Institution ist, die das materielle Kulturerbe als kollektives Gedächtnis ›besitzt‹ (S. 78).

Rolle der Besucherinnen und Besucher

Der Besucher bringt seinen eigenen Kontext mit in die »Betrachtung« der Ausstellung und decodiert daher aus seiner individuellen Perspektive. Damit bilden die Besucher weitere Realitäten. Wenn es gelingt, diese individuellen Realitäten seitens der Ausstellungsproduzenten vorzudenken und dann per Dekodierung abzurufen, gilt die Ausstellung laut Schärer als gelungen. Insofern werden die Besucher zu einer Art »Mitspieler«, die sich nach bestimmten Regeln und Mustern verhalten sollen.

Fazit

Schärer bietet mehrere Ausstellungssprachen zur Ausstellungsgestaltung an; die ästhetische, didaktische, die theatralische und die assoziative Ausstellungssprache. Letztere erscheint ihm durch die Aktivierung der individuellen Denkleistung des Rezipienten die ›beste‹ zu sein. Gerade mit den von Berthold Brecht für das Theater entwickelten Inszenierungsmitteln der Verfremdung lassen sich ›Brüche‹ in Ausstellungen einbauen. Diese Meta-Apelle können dann Aufmerksamkeiten erzeugen, über die Besucher geleitet werden können. Die assoziative Ausstellungssprache hat nach Schärer das größte Potenzial, da sie persönliche Realitäten zu visualisieren versucht. Auch kann sie die Fiktionalität einer Ausstellung weitaus am Besten reflektieren und somit durchschaubar machen. Schäfers Arbeit ist der Versuch einer allumfassenden Grundlagenforschung, die einen umfassenden und interdisziplinären Überblick über das Phänomen Ausstellung und Ausstellungsanalyse gibt. Die Beschränkung auf den semiotischen Ansatz hat eine Reduktion der räumlichen Dimension der Ausstellung auf »2D« sowie eine Reduktion des Besuchers als passiven Rezipienten zur Folge.

Nina Zenker

Roswitha Muttenthaler / Regina Wonisch: Oberfläche und Subtext. Zum Projekt »Spots on Spaces«. In: Seiteneingänge. Museumsidee und Ausstellungsweisen (Wien 2000),

Autorinnen und Herangehensweise

Roswitha Muttenthaler ist 1958 geboren und studierte in Wien Germanistik und Geschichte, mit dem Schwerpunkt Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 18.–20. Jahrhunderts. Im Bereich Museologie bildete sie sich in verschiedenen Bereichen weiter. Arbeitsfelder waren zum Beispiel Technikgeschichte und -kultur, (v. a. Haushaltstechnik). Sie ist seit 1992 zum einen Kuratorin am technischen Museum Wien und zum anderen freiberuflich tätig in den Bereichen Museologie, visuelle Kultur und Gender Studies.

Regina Wonisch wurde 1965 geboren und studierte Geschichte sowie deutsche und nordische Philologie in Wien. Sie arbeitete als freie Kuratorin an zahlreichen Ausstellungen mit. Muttenthaler und Wonisch haben gemeinsam an Forschungsprojekten gearbeitet und sind außerordentliche Mitglieder der Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universität Klagenfurt.

Diese gemeinsame Arbeit entstand im Kontext ihres Forschungsprojektes »Spots on Spaces. Differenzen im Visier. Repräsentationen und Räume«, mit dem sie die öffentlichkeitswirksame Funktion des Mediums Ausstellung untersuchten. Gleich zu Beginn des Textes machen sie mit der Aussage, dass Museen »... die Fiktion universeller Identitäten [stützen]« (S. 77) ihre kritische Betrachtung der gängigen Ausstellungspraxis und deren gesellschaftlicher Wirkung deutlich.

Im Rahmen ihrer Forschung legen sie ihr Augenmerk auf die Analyse der Repräsentation sowie der Inszenierung in Ausstellungen und die dadurch transportierten Inhalte, die für die Etablierung und Zementierung der Kategorien gender, race und class nicht folgenlos bleiben. Durch das Mittel der Intervention in Ausstellungen sollen zusätzlich »... die den Ausstellungsdisplays zugrunde liegenden Narrative sichtbar ...« (S. 78) gemacht werden. Dies sei die Voraussetzung für einen reflektierten Umgang mit Ausstellungen. In ihrem Text verknüpfen Muttenthaler und Wonisch Theorie und Praxis, indem sie ihr entwickeltes Analyseinstrumentarium exemplarisch am Museum für Völkerkunde in Wien anwenden.

Definition von Ausstellung

Muttenthaler und Wonisch gehen davon aus, dass Ausstellungen häufig ein typisiertes Bild des »Anderen« aus Sicht des »Eigenen« schaffen, was schließlich zum Verlust von Differenz führt. Ausstellungen schaffen so konstruierte Weltbilder mit identitätsstiftender Wirkung. Vieles was in Ausstellungen transportiert wird ist ihrer Meinung nach subjektiv und besitzt keine, wie meist vom Besucher angenommen, universelle Gültigkeit. Geschichte könne nie eins zu eins wiedergegeben werden, sondern sei immer rekonstruiert. Nicht nur die Art und Weise wie Objekte und Texte miteinander in Beziehung gesetzt würden, sondern auch die Auswahl der eingesetzten Medien und Inszenierungsmittel, habe einen strukturierenden Einfluss auf unsere Wahrnehmung und somit Anteil am bedeutungsproduzierenden Prozess. Darunter ist zu verstehen, dass den ausgestellten Objekten nicht schon an sich eine Bedeutung innewohnt, sondern dass diese erst im Kontext der Ausstellung und dem Zusammenwirken verschiedener Medien geschaffen wird (S. 81). Muttenthaler und Wonisch beschreiben den artifiziellen Charakter von Ausstellungen, der ihrer Ansicht nach oft übersehen werde. Für die Autorinnen werden die Inhalte innerhalb einer Ausstellung nicht bloß passiv vom Besucher empfangen, vielmehr müsse eine Ausstellung in Anlehnung an Mieke Bal als »diskursiver Sprechakt« verstanden werden. In dieser Form der Interaktion bliebe jedoch das Sprechen von einer Person zur anderen im Zeigegestus versteckt und somit auch das Subjektive und Konstruierte innerhalb einer Ausstellung (S. 82).

Aufgaben und Ziele der Ausstellungsanalyse

Eine Aufgabe der Ausstellungsanalyse ist für Muttenthaler und Wonisch, die »sprechenden Subjekte« (S. 82) hinter der Ausstellung sichtbar zu machen, um sie für den Besucher verstehbar und hinterfragbar zu machen. Sie betonen, dass mit »Subjekt« nicht der Kurator selbst gemeint sei, sondern die Institution bzw. der gesellschaftliche Rahmen, in dem er arbeitet. Hier legen Muttenthaler und Wonisch das Augenmerk zum einen auf die Präsentation von Differenzen, aber vor allem auf das »Nicht-Repräsentierte« (S. 81) da es als Subtext mitproduziert werde.

Um den Subtext einer Ausstellung zu analysieren, lehnen sie sich theoretisch an die von Mieke Bal entwickelte Kulturanalyse als »diskursive Analyse von Sprechakten« (S. 111)¹ an. Bal interpretiert die Ausstellung als einen Gestus

¹ *Mieke Bal: Kulturanalyse* (Frankfurt/Main 2002).

des Zeigens, der mittels der Sprechakttheorie analysiert werden könne. In Ausstellungen kommt die zeigende Person (»Kurator«) mit der zweiten Person (Besucher) in Kontakt und beide verdeutlichen dann im Sprechakt das Statement zur dritten Person (ausgestelltes Subjekt/Objekt).

Ziel der Ausstellungsanalyse ist es, den Zeigegestus und somit den subjektiven Gehalt von Ausstellungen sichtbar zu machen. Mit dem Mittel der Intervention in bestehenden Ausstellungen kann diese Konstruiertheit verdeutlicht werden. Durch das Setzen neuer Akzente innerhalb bestehender Präsentationsarten und der »Verschiebung des Blicks« (S. 83) wird es für den Besucher offensichtlich, dass mit denselben Objekten, aber anderen Inszenierungen veränderte Kontexte entstehen und somit unterschiedliche Geschichten erzählt werden können. Der konstruierte und subjektive Charakter von Ausstellungen wird deutlich gemacht und gleichzeitig kann die weit verbreitete Annahme, dass Museen immer die Wahrheit abbildeten, revidiert werden.

Petra Diehl

Jana Scholze: Medium Ausstellung. Lektüren musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin (Bielefeld 2004)

Autorin und Herangehensweise

Jana Scholze studierte Museologie und Kunstgeschichte in Leipzig, Amsterdam und Berlin und schloss daran ein Aufbaustudium der Semiotik in Berlin an. Seit 1995 wirkte sie als Kuratorin und Assistentin an mehreren Ausstellungen mit. Von 1997 bis 2002 war sie als Doktorandin an der TU Berlin tätig. Ihr Buch »Medium Ausstellung« erschien als ihre Dissertation in Berlin im Jahre 2004.

Jana Scholze weist auf die »unangefochtene Pionierrolle« (S. 9) der englischen und amerikanischen Literatur hin, wo auch Disziplinen wie Material Culture Studies, Gender Studies und Critical Analysis und deren Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Kultur, Gesellschaft, dem Eigenen und Fremden in die Ausstellungsanalyse mit einfließen würden. Mit ihrer Arbeit möchte sie die Auseinandersetzung mit der Ausstellungsanalyse auch in Deutschland vorantreiben.

Scholze versteht Ausstellungen als Orte, wo Signifikations- und Kommunikationsprozesse stattfinden. Um in diesen Prozessen Codes zu entdecken, »die zu Aussagen über vermittelte Zusammenhänge, Kenntnisse und Erfahrungen, die Ästhetik, Didaktik und Poetik von Ausstellungen führen« (S. 13), nutzt sie das Mittel der Semiotik. In dem Abschnitt »Theoretische Grundlagen« werden in diesem Zusammenhang das Museumsobjekt als Zeichen, sowie die daraus resultierenden Codierungs- und Decodierungsprozesse erläutert.

Inhaltszusammenfassung

Scholze benennt vier mögliche Präsentationsformen in Ausstellungen, die zum einen die Arrangements der Objekte untereinander betreffen, zum anderen ihren räumlichen Kontext. Sie nähert sich im ersten Schritt deskriptiv den unterschiedlichen Ordnungskonzepten. Diese unterteilt sie in *Klassifikation*, *Chronologie*, *Inszenierung* und *Komposition*. Im nächsten Schritt betrachtet sie die Kontextzuschreibung der ausgestellten Objekte und unterscheidet dabei *Denotation*, *Konnotation* und *Metakommunikation*. Auf diese Begriffe werde ich später eingehen.

Definition »Ausstellung«

Für Scholze sind Ausstellungen nie mehr als ein Modell und Konstrukt einer Wirklichkeit. Sie sind damit immer an die Gegenwart gebunden. Museumsobjekte versteht sie als Träger von Zeichen, die eine Vermittlungs- und Verweisungsfunktion erfüllen. Eine weitere Wert- und Bedeutungszuschreibung erfolgt durch den Präsentationskontext, also durch die Architektur der Räume, die Anordnung der Objekte, die Lichtsetzung usw. Hier finde eine Codierung der Objekte durch die Ausstellungsmacher statt: durch den Kurator, der seine Ideen und Absichten formuliere und durch den Gestalter, der das szenographische Konzept für die Ausstellungspräsentation entwerfe. Beide würden dabei neben ihren persönlichen Standpunkten auch die Traditionen und aktuellen Positionen des Museums widerspiegeln. Der Besucher der Ausstellung sei in einer Position, in der er diese Präsentationsformen decodiere. Die Art der individuellen Decodierung sei geprägt durch das Vorwissen des Besuchers, seine Erfahrungen und seine individuelle Lesart.

Anforderungen an die Ausstellungsanalyse

Da Scholze Ausstellungen »als komplexe Medien« (S. 11) versteht, stellt sie an die Analyse die Anforderung, den gesamten Präsentationskontext von Ausstellungen in die Betrachtung mit einzubeziehen, so z.B. die Architektur und Raumgestaltung und den Einsatz von Licht, Ton und bewegten Bildern. Sie gehe dabei von »allgemeinen typischen Formen der Ausstellungspräsentation« (S. 12) aus, die im Laufe der Museumsgeschichte gewachsen seien. Eine Anordnung nach den Prinzipien der Chronologie, der Klassifikation, der Inszenierung und der Komposition würden somit in den meisten Ausstellungen als Mischformen auftreten. Ihrem Vermittlungsvermögen bezüglich »historischer, sozialer, kultureller, ethnologischer, politischer, ethischer, künstlerischer und/oder museumsspezifischer Phänomene« (S. 12) solle bei einer Analyse besondere Beachtung zukommen.

Die Methode der Semiotik

Um die Zeichenhaftigkeit der Museumsobjekte zu erläutern, bedient sich Scholze der Semiotik. Hierbei nimmt sie speziell Bezug auf die Theorien und Methoden von Roland Barthes und Umberto Eco. In ihrer Untersuchung soll aufgezeigt werden, wie Signifikations- und Kommunikationsprozesse in der Ausstellung durch Codierung und Decodierung stattfinden. Diese Prozesse seien nicht statisch, so Scholze, denn sie würden von aktuellen Werte- und

Bezugssystemen der Gesellschaft sowie von den individuellen Erfahrungen und Erkenntnissen abhängen und somit wandelbar sein. Durch eine gewisse Ordnung oder gar Hierarchisierung der Codes, die auf Grund von Objektarrangements und Raumgestaltung erkennbar seien, würden durch das Museum bestimmte Lesarten hervorgehoben und andere zurück gedrängt.

Beim Eintreten eines Objektes vom Alltagszusammenhang in das Museum finde die erste Modifikation seiner Bedeutung statt. Während das Objekt im Alltag weitgehend funktionell genutzt werde, würde es im Museum in der Regel nur auf seine symbolische Bedeutung verweisen. Dadurch erlange das Objekt Zeichencharakter, in Bezug auf seinen sozialen, kulturellen und funktionellen Kontext. Eine weitere Wert- und Bedeutungszuschreibung übernehme der Ausstellungskontext, der durch die Zusammenstellung der Objekte und die räumliche Konfiguration Einfluss nehme. Dazu komme der akademische, institutionelle oder individuelle sowie ästhetische und emotionale Wert, der einem Objekt zugesprochen werde. Sie würden in Abhängigkeit zu Ort, Zeit und Gemeinschaft stehen. Im Ausstellungszusammenhang würden diese Aspekte den Kommunikationsrahmen bilden, der für eine Analyse ermittelt werden müsse (S. 23).

Methodisches Vorgehen – Analysemodell

Vier Präsentationsformen

Bei ihrer Analyse beginnt Scholze mit der Deskription der Präsentationsformen in der Ausstellung. Hierbei unterscheidet sie vier typische Objektanordnungen.

Eine traditionsreiche Präsentationsform sei die *Klassifikation*. Hier würden Objekte wie in einem Depot als systematische Reihen aufgeführt, so dass Aufbewahren und Präsentieren als Eines zu verstehen seien. Bei der *Chronologie* führe die zeitliche Reihenfolge zu einer linearen Anordnung der Objekte, so dass ein bestimmter geschichtlicher Abschnitt nachvollzogen werden könne. Anders die *Inszenierung*: hier würde »mit einem Bemühen um räumliche Imagination durch szenische Nachbauten« (S. 28) das Objekt in seiner Funktion vorstellbar gemacht werden. Ort, Zeit und kontextuelle Beziehungen des Objektes würden darin rekonstruiert und dargestellt. Eine vierte Präsentationsform bezeichnet Scholze als *Komposition*. Hier bilde die Sammlungsordnung eine netzartige Struktur, die zu vielen Kombinations- und Bedeutungsmöglichkeiten führe. Die Raumgestaltung sei assoziationsreich und würde auf abstrakte Inhalte verweisen bzw. diese problematisieren. Diese unterschiedlichen Präsentationsformen würden jedoch gerade in temporären Ausstellungen meist als Mischformen auftreten, da sie oft zeitlich, räumlich und durch unterschiedliche finanzielle Mittel gewachsen seien.

Drei Lesarten

Neben den Präsentationsformen unterscheidet Scholze für die Analyse drei Lesarten, durch die Objekte decodiert würden: Die Denotation, die Konnotation und die Metakommunikation. Als *Denotation* bezeichnet Scholze die Herleitung der Gebrauchsfunktion des Objektes in seinem ursprünglichen Zusammenhang. Auch mehrdeutige Denotationen seien möglich, z.B. wenn ein Objekt auf verschiedene Weise genutzt werden könne oder wenn die Nutzung sich historisch bedingt gewandelt habe. Die Gebrauchsfunktion eines Objektes spiele im Museum nur insofern noch eine Rolle, als dass das Objekt auf diese Funktion verweise, also als denotatives Zeichen diene. Als *Konnotation* beschreibt Scholze den individuellen Kontext eines Objektes, also dessen Eingebundensein in kulturelle Vorgänge, Norm- und Wertesysteme sowie individuelle Lebensgeschichten. Daraus könne eine Vieldeutigkeit aus unterschiedlichen Zusammenhängen entstehen, so dass das Objektzeichen komplex werde. Die Konnotation sei geprägt durch verschiedene Gebrauchskontexte und Benutzer. Die *Metakommunikation* bezieht sich nach Scholze auf den Einfluss, den der Kontext auf den Zeichengebrauch des Objektes ausübt. Dabei spiele das Museum als »Ort der Kommunikation« (S. 35) eine bedeutende Rolle, da sich hier aktuelle Überzeugungen, Haltungen, Interessen der Mitwirkenden und Traditionen sowie Konditionen der Institutionen in der Objektpräsentation widerspiegeln würden. Somit lasse sich die Metakommunikation an der Art der Präsentation, dem Sammlungsinteresse, der Raumnutzung und den Gestaltungsmitteln ablesen.

Fazit

Scholzes Ausstellungsanalyse soll durch die Betrachtung der Präsentationsform und der unterschiedlichen Kontexte der Ausstellungsobjekte das Bewusstmachen und die Interpretation der Codierungs- und Decodierungsmuster ermöglichen. Scholze betont, dass die Unterteilung der Kontexte in Denotation, Konnotation und Metakommunikation nur ein Hilfsmittel für die Analyse sei. Sie solle nicht als strikte Trennung von Objektbedeutungen und Kommunikationsinhalten verstanden werden. Dieses Hilfsmittel könne bei der Analyse aber dazu dienen, die »sich überlagernden, komplexen Kommunikationspotentiale zu unterscheiden, zu ordnen und dadurch besser nutzbar zu machen« (S. 38).